



Frauenordination aus anglikanischer Sicht

VON CHARLOTTE METHUEN*

Kommentar zu Angela Berlis, Frauenordination – ökumenische Konflikte und ihre Bewältigung – am Beispiel der Alt-Katholischen Kirche

Für die Anglikanische Kirchengemeinschaft ist die Frage der Konfliktbewältigung zur Zeit ein schwieriges Thema. Denn die anglikanische Kirchengemeinschaft befindet sich gerade in einer Krisensituation, die nur zu deutlich zeigt, wie schwer sie es mit der Konfliktbewältigung in den eigenen Kreisen hat. Dass diese Situation Folgen für ökumenische Beziehungen hat, ist allen deutlich. Aber so lange es nicht möglich ist, eine klare Aussage über das Ergebnis der jetzigen Konflikte zu geben – oder sogar über einen Prozess zur Konfliktbewältigung –, wird es ebenso unmöglich sein, einen Vorschlag zu machen, wie man ökumenisch mit solchen Fragen und Konflikten umgeht. Allerdings wird in diesem Konflikt innerhalb der anglikanischen Kirchengemeinschaft häufig mit der vermuteten Reaktion ökumenischer Partner- und Schwesterkirchen argumentiert. Dabei wird der breitere Horizont deutlich: Diese Konflikte haben nicht nur innerhalb der eigenen Reihen Konsequenzen und können deswegen nicht nur dort bewältigt werden.

Es sind zwei Hauptfragen, mit der sich die Provinzen bzw. Mitgliedskirchen der anglikanischen Kirchengemeinschaft auseinander setzen: Die Frauenordination, und vor allem die Ordination von Frauen als Priesterrinnen und Bischöfinnen, und die Ordination von Homosexuellen bzw. von denjenigen, die in einer homosexuellen Beziehung leben.

* Dr. Charlotte Methuen ist anglikanische Priesterin und Kirchenhistorikerin. Zur Zeit unterrichtet sie Reformationgeschichte an der Universität Oxford.

Nach einem schweren Anfang – die 1944 in Hongkong zur Priesterin geweihte Florence Li Tim Oi durfte ab 1945 ihr Amt nicht mehr ausüben – wurde 1971 der Weg zur Frauenordination in der anglikanischen Kirchengemeinschaft vom damals neu etablierten Anglican Consultative Council prinzipiell eröffnet, indem jedem anglikanischen Bischof die Erlaubnis zur Frauenordination „unter Zustimmung der eigenen Kirchenprovinz“ erteilt wurde. Inzwischen haben 25 der 38 anglikanischen Provinzen Frauen als Priesterinnen geweiht; in der Church of England sind mehr als 2.000 Frauen als Priesterinnen tätig. 14 anglikanische Kirchenprovinzen haben juristisch die Möglichkeit, Bischöfinnen zu ernennen.

Diese Entwicklung wurde nicht von allen befürwortet. In manchen Provinzen haben Gegner der Frauenordination versucht, ihre Position abzusichern. Vor allem innerhalb der Church of England gibt es juristische Maßnahmen: Eine Gemeinde darf die so genannten „Resolutions“ A und B verabschieden, Beschlüsse, die es einer Priesterin verbieten, Eucharistie in der Gemeindekirche zu feiern bzw. sich dort als Gemeindepriesterin zu bewerben. Resolution A ist von 6,1%, Resolution B von 7,6% der Gemeinden der Church of England verabschiedet worden. Weiter besteht in Folge des auch von Angela Berlis erwähnten „Act of Synod“ für eine Gemeinde die Möglichkeit, sich einem Bischof, der keine Frauen weiht, zuzuordnen: Hierfür haben sich 2,4% der englischen Gemeinden entschieden. Der Versuch, eine Kirche auf diese Art und Weise zusammenzuhalten, ist ekklesiologisch nur schwer zu verteidigen; die tiefen Spannungen, die bei einem solchen Konstrukt ersichtlich sind, werden durch die der englischen Synode bevorstehende Debatte zur Ordination von Frauen als Bischöfinnen noch dringlicher.

Ökumenische Argumente werden in der Diskussion oft genannt. Von Seiten der Gegner wird die Angst häufig ausgesprochen, die Einführung der Frauenordination werde die Beziehung zur römisch-katholischen sowie zur orthodoxen Kirche erschweren. Es scheint dabei übersehen zu werden, dass anglikanische Weihen sowieso von der römisch-katholischen Kirche nicht anerkannt werden. Von der methodistischen Kirche in England kommt allerdings Druck in die andere Richtung: So wurde die Eröffnung der Kirchenleitung und des Bischofsamts für Frauen im „Covenant“ (Bund) zwischen der Church of England und der Methodist Church zur Bedingung für die gemeinsame Weiterarbeit gemacht.

In Wahrheit bringt diese Art des Umgangs mit Konflikten meistens keine Konfliktbewältigung, sondern eine Situation, in der zwei verschiedene Meinungen nebeneinander mehr oder weniger friedlich existieren:

Priesterinnen werden von manchen ganz und mit großer Freude akzeptiert, während sie von anderen als Laiinnen gesehen werden. Manche Priesterinnen müssen einen Loyaltätseid einem Bischof schwören, der ihre Weihe gar nicht anerkennt. Es ist und bleibt nicht einfach, die Vertreter verschiedener Meinungen miteinander ins Gespräch zu bringen.

Diese Gesprächsschwierigkeit wird noch deutlicher im Falle der Ordination von Homosexuellen. Als 2002 Jeffrey John zum Bischof von Reading in der Church of England ernannt und 2003 Gene Robinson als Bischof von New Hampshire in der Episcopal Church of the USA gewählt wurde, gab es einen großen Aufschrei. Jeffrey John ist zurückgetreten – obwohl er sich bezüglich seiner Sexualität an die Regeln der Church of England gehalten hat, die es einem homosexuellen Priester nicht erlauben, in einer sexuell ausgelebten Beziehung zu leben. Gene Robinson wurde am 2. November 2003 als Bischof von New Hampshire geweiht. Er wird als Bischof von manchen Kirchenprovinzen nicht anerkannt, und Erzbischof Peter Akinola von Nigeria (u.a.) sieht seine Kirche nicht mehr in Kommunion mit der Diözese von New Hampshire und allen Diözesen der Episcopal Church, die diese Wahl unterstützen. Auch innerhalb der Episcopal Church gibt es Gegenstimmen; allerdings wird die Wahl Gene Robinsons in vielen Teilen der anglikanischen Kirchengemeinschaft ausdrücklich begrüßt. Hierzu werden auch ökumenische oder gar interreligiöse Argumentationen angeführt: Nicht nur Probleme hinsichtlich der Gespräche mit römisch-katholischer bzw. orthodoxer Kirche werden genannt, sondern auch die Probleme, die die Anerkennung homosexueller Beziehungen für Christen und Christinnen in einer überwiegend muslimischen Gesellschaft bringen könnte. In Nordamerika und Europa werden dagegen die Probleme in einem kirchlichen Kontext diskutiert, in dem Veränderungen in der Rolle von Frauen bzw. die Anerkennung von gleichgeschlechtlichen Beziehungen nicht nur akzeptiert, sondern auch begrüßt werden. Hier gibt es große Fragen zur Bedeutung der Autorität: Die letzte Lambeth-Konferenz 1998 hat darum gebeten, mit der Ordination von homosexuellen Priester/innen abzuwarten; auf der anderen Seite hatte sie ebenfalls ausdrücklich darum gebeten, die Erfahrungen homosexueller Christen und Christinnen zu sammeln und zu hören.

Aus diesen Entwicklungen ergeben sich wichtige aber auch sehr schwierige Fragen: Inwiefern darf oder muss eine Kirche sich der Kultur anpassen? Wie ist die Bibel zu lesen? Wer entscheidet in der anglikanischen Kirchengemeinschaft über Autorität und Autonomie? Diese Fragen sind nicht neu: Das Verhältnis der Kirchenprovinzen unter und

zueinander ist seit über einem Jahrhundert Gesprächsstoff bei den Lambeth-Konferenzen der anglikanischen Bischöfe. Im Jahr 2000 wurden zwei amerikanische Bischöfe ohne Diözese in Singapur geweiht, die sich um die „Konservativen“ – das heißt diejenigen, die weder Frauenordination noch homosexuelle Beziehungen anerkennen wollen – kümmern sollten. Diese Ordinationen wurden damals „valid but illegal“ (gültig aber illegal) genannt: Die damit entstandenen Autoritätsprobleme und die Konflikte, die dazu geführt haben, sind allerdings nicht geklärt worden. So findet sich die anglikanische Kirchengemeinschaft in einer Zeit des Umbruchs.

Als Versuch, einen Weg nach vorne zu finden, hat der Erzbischof von Canterbury eine Kommission zusammengerufen, die im November 2004 einen Bericht veröffentlicht hat. Der so genannte „Windsor Report“ versucht, einen Weg zu finden, die Autonomie der anglikanischen Kirchenprovinzen zu gewährleisten, ohne die Einheit zu verlieren. Diese Autonomie in Gemeinschaft würde allerdings schon eine Stärkung der „Instruments of Unity“ bedeuten, das heißt des Erzbischofs von Canterbury, der Lambeth Konferenz, des Anglican Consultative Council und des Rates der anglikanischen Primasse. Dieser Bericht wird zur Zeit heftig diskutiert. Noch ist nicht deutlich, ob und inwiefern eine Kirchenspaltung dadurch verhindert werden kann. Es besteht große Angst, dass die Spannungen inzwischen zu groß sind, so dass sich – wie die PNCC aus der Union von Utrecht – manche Provinzen zurückziehen werden. Die anglikanische Kirche lebt seit langem mit großen Unterschieden und ist auch stolz darauf. Nun wird die Tragfähigkeit ihrer Breite auf die Probe gestellt.

Es ist sicher nicht einfach, in einer sehr großen, zerstreuten Kirchengemeinschaft, Gespräche zu führen. Es ist nicht einfach, in den Erfahrungen einer Christin in Nigeria und den Erfahrungen einer Christin in den USA ein und dasselbe Evangelium verkündet zu hören. Denn auch Gott spricht jeden von uns anders an. Unterschiede gehören zum Evangelium, zum Reichtum Gottes, und wir müssen immer Wege suchen, in und trotz unserer Unterschiedlichkeit und Verschiedenheit die Einheit des Evangeliums zu entdecken. Wir leben in einer Welt – einer uns von Gott geschenkten Welt – die uns mit großen Fragen konfrontiert. Diese Diskussionen zu unterdrücken, zu tun, als ob es sie nicht gäbe, bedeutete für mich, die befreiende, herausfordernde Kraft des Evangeliums aus unserer Welt auszuschließen.

Aus der Erfahrung der anglikanischen Kirchengemeinschaft wird deutlich, dass zur Konfliktbewältigung – ob innerhalb einer Kirche (Kirchengemeinschaft) oder zwischen zwei oder mehreren ökumenischen Part-

nerkirchen – nicht nur Strukturen gehören, sondern auch Gespräche. Denn wenn eine Kirche mit solchen Konflikten konfrontiert wird – und jede Kirche kommt irgendwann in diese Situation –, braucht sie vor allem und dringend Prozesse, die die verschiedenen Parteien ins Gespräch miteinander bringen. Diese fehlen innerhalb der anglikanischen Kirchengemeinschaft immer noch. Konfliktbewältigung in der anglikanischen Kirche? Watch this space!